



Innenhof.

269

## V. Innenhof.

### Die Küstenmission in Afrika.

Von Missionar Pfarrer Martin Ostwald.

Nachstehender Aufsatz aus der „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft,“ 18. Jahrgang, Heft 2, bringen wir um seines bemerkenswerten Inhaltes willen, da er die schwierigen Beziehungen zwischen Kolonialwirtschaft und Missionsarbeit sachlich, ruhig und wertvoll beleuchtet, um auch unseren Freunden manche nützliche Winke geben zu können.

Im August des Jahres 1896 traten wir unsere erste Ausreise nach Ost-Afrika auf einem Dampfer der deutschen Ostafrikalinie an. Da dieser Dampfer zu einer Rundfahrt um Afrika bestimmt war, befanden sich an Bord verschiedene der wohlbekanntesten Globetrotter und Weltbummler, unter ihnen auch einer aus der Klasse der Zeitungsfeuilletonisten.

Später habe ich einen großen Teil seiner Feuilleton-Artikel zu Gesicht bekommen, und es ist mir dabei eine überraschende Tatsache vor Augen getreten, nämlich die, daß in jedem der berührten Häfen auch die evangelische

Mission in irgend einer Weise vertreten war und als solche sich den Besuch, Bericht und die Kritik dieses Herrn hatte gefallen lassen müssen.

Zwei Punkte sprangen mir bei jedem neuen Berichte über Besuch auf evangelischen Missionsstationen in die Augen: einmal ein gewisses immer wiederkehrendes mitleidiges Aburtheilen über das Missionswerk im allgemeinen und zweitens ein scharfes Herausstellen des Gegensatzes zwischen der Missionsstation und der übrigen europäischen Bevölkerung der Hafenorte. In letzterem Punkte konnte der Schreiber dieser Zeilen sich zumeist auf die eigeften Aeußerungen der Missionare berufen, die ihm freimüthig genug ihre Ansichten darüber geäußert hatten. So wenig seine Berichte den Stempel der Gründlichkeit trugen und schon um ihres ganzen leichtfertigen Tones willen scharfe Abweisung verdienten, so stellten sie doch deutlich genug die Hauptschwierigkeiten der Missionsarbeit an der Küste Afrikas heraus. — Ich hatte über die Missionsstation, auf der ich meine Missionsarbeit beginnen sollte, in dem nördlichsten bedeutenderen Hafenort der deutschen Kolonie Ostafrika gelegen, alle Berichte des im Januar 1896 verstorbenen ersten Missionars dieser Station, zugleich des Gründers derselben, dem es freilich nur vergönnt war, 6 Jahre auf diesem Posten zu arbeiten, genau verfolgt. Es konnte nicht ausbleiben, daß ich mir ein bestimmtes Bild von der Station und der dortigen Arbeit gemacht hatte.

Ich wußte, daß das Verhältnis des Missionars zu der europäischen Bevölkerung der Stadt ein besonders gutes gewesen war dank seiner unermüdlichen Arbeit an seinen deutschen Landsleuten. — Als auf der Brandenburger Missionskonferenz in Berlin im Februar 1896 die Sprache auf diese Schwierigkeit der Küstenmissionsarbeit kam, wurde gerade auf den Missionar meiner zukünftigen Missionsstation hingewiesen als den einzigen, dem es in der Berlin III Mission gelungen sei, ein erträgliches Verhältnis zwischen Missionsstation und europäischer Bevölkerung herzustellen, freilich zugleich mit dem Zusage, daß er ein Zögling des Seminars der Berlin I Missionsgesellschaft gewesen sei. —

Ich wußte ferner, daß auf dieser Station der Erstling unserer Mission getauft war und daß ihm während der letzten Jahre noch 21 andere, zum größten Teil Erwachsene, nachgefolgt waren. Freilich bestanden diese zumeist aus befreiten ehemaligen Sklaven, die der Station von der Regierung zur Erziehung überwiesen worden waren.

Hiermit war eine weitere Schwierigkeit der Küstenmissionsarbeit gegeben.

Alles in allem konnte ich immerhin erwarten, in ein aufblühendes Werk einzutreten und eine kleine Gemeinde bereits vorzufinden.

Die Enttäuschung war dann um so größer, — freilich bleibt solche ja keinem Missionar erspart. Von den 21 Christen (der Erstling war inzwischen gestorben), die ich vorzufinden hoffte, waren noch zwei auf der Station vorhanden, an Kostschülern 6 Knaben und 1 Mädchen, ohne Ausnahme befreite Sklavenkinder. Wo waren die anderen geblieben? — Ein Teil derselben hatte der Station vollständig den Rücken gekehrt, andere lebten in der Stadt und besuchten wenigstens ab und zu, aber nicht einmal regelmäßig zu den Sonntagsgottesdiensten, die Station. Gleich am ersten Tage trafen wir zwei unserer verheirateten Christinnen auf dem Marktplatze herumshlendern, dem gewöhnlichen Sammelpunkt alles müßigen Volkes. Man hätte in den in heidnischer Weise aufgeputzten, bemalten und frech blickenden Frauen sicher keine getauften Christinnen vermutet, wenn man es nicht aus dem Munde des interimistischen Vertreters der Mission ausbrüchlich gesagt bekommen hätte. Die Lösung von der Station und die Verlegung ihres Haushalts in die Stadt hatte bei ihnen zugleich ein Zurückfallen in die alten heidnischen Sitten und Gebräuche mit sich gebracht, so schmerzlich diese Erkenntnis uns auch sein mußte.

Hier trat uns die dritte Schwierigkeit unserer zukünftigen Arbeit, wie der Küstenmissionsarbeit überhaupt, mit erschreckender Deutlichkeit vor Augen.

Ich hatte ferner auch schon unklar etwas darüber gehört, daß ich es in meiner Arbeit mit Anhängern des Islam zu tun haben würde. Daß die Mission unter diesen gerade besondere Schwierigkeiten mit sich bringen mußte, durfte ich mir nicht verfehlen und wurde mir auch oft genug von kompetenter Seite während meiner Vorbereitungszeit ausdrücklich gesagt.

Wenn ich nun noch fünftens das ungesunde Klima anführe, mehr oder weniger gefährlich in fast allen Küstenplätzen Afrikas, dem auch wir unseren Tribut zu zahlen hatten, so glaube ich hiermit die fünf Hauptschwierigkeiten der Missionsarbeit in Küstenplätzen und Hafentorten Afrikas genannt zu haben.

Es ist ja wohl im allgemeinen eine durchgeführte Sitte aller Missionen, den jungen Missionar für eine weitere praktische Ausbildung auf dem Arbeitsfelde zunächst einem älteren Missionar als Lehrling an die Seite zu stellen. — Die Erlernung der Sprache des Landes ist die Hauptaufgabe der ersten Jahre und bedingt ohne weiteres ein ganz allmähliches Hineinwachsen in selbständige Missionsarbeit. Deutsche Gründlichkeit auch in der Mission erfordert einfach die Erlernung der Sprache des Volkes, dem das Evangelium verkündet werden soll. Die Mißstände, die sich bei der Predigt des Evangeliums durch einen Dolmetscher ergeben, sind oft genug von berufener Seite herausgestellt worden, und es ist hier nicht der Platz, darauf einzugehen.

Uns war es leider nicht vergönnt, eine Lehrlingszeit an der Seite eines erfahrenen älteren Missionars zuzubringen. Schon wenige Wochen nach unserer Ankunft waren wir auf uns selbst angewiesen, wie die meisten Arbeiter unserer jungen Mission, die ausschließlich Theologen in ihrer Arbeitsschar hatte. Eine große Hilfe war es, daß wir mit der Sprache des Landes uns schon in unserer Vorbereitungszeit hatten beschäftigen können.

So schwer es uns anfangs erscheinen wollte, ohne jede Führung und Leitung uns selbständig zurechtzufinden, so war es doch, wie wir später erkennen sollten, in diesem besonderen Falle der Missionsarbeit an der Küste von großem Segen und Vorteil, von Anfang an auf uns selbst angewiesen gewesen zu sein.

Wir traten unbefangen an die uns gestellte Aufgabe heran, blieben davor bewahrt, altgetretene Bahnen zu wandeln, und lernten die Schwierigkeiten der Arbeit allmählich überwinden, je nachdem sie sich boten. Scheint nicht jede Gefahr und Schwierigkeit im Leben viel schwerer zu überwinden, wenn man sie in ihrem ganzen Umfange als geschlossenes Ganze vor sich sieht? — Und haben wir nicht alle schon die Erfahrung gemacht, daß wir uns viel besser in einer unbekanntem Stadt oder Gegend zurechtfinden lernen, wenn wir nicht immer einen Führer zur Seite haben? Irrwege sind freilich dann nicht ausgeschlossen, und mancher Weg wird vergeblich gemacht, aber unsere Selbständigkeit wächst mit jedem dieser Irrwege und vergeblichen Schritte, den wir tun.

Es sei mir nun vergönnt, auf die einzelnen der oben genannten Schwierigkeiten der Küstenmissionsarbeit, wie sie auch uns in den 6 Jahren, die wir in dieser Arbeit stehen durften, entgegengetreten sind, einzugehen.

1) Verhältnis zu der europäischen Bevölkerung. Das Urteil derselben ist im großen und ganzen fertig. — es lautet, daß von der europäischen Bevölkerung mit wenigen Ausnahmen nicht Förderung, sondern eher Hinderung des Missionswerkes zu erwarten ist. — Eretzthalben wird Gottes Name gelästert unter den Heiden“ das ist das Schlagwort, das wohl jedem mit der Mission in Berührung Stehenden schon oft genug entgegengetreten ist. Das Wort stammt aus dem Römerbrief, wo Paulus im Kapitel 2, 24 es auf die Juden seiner Zeit im gleichen Sinne anwendet. Paulus zitiert Jes. 52, 5, in welcher Stelle aber die Worte „um Eretzwillen“ und „unter den Heiden“ sich nicht finden, und der Sinn ein anderer ist. — Die Heiden sagen, daß die Götter von Babylon über die Heiden triumphiert haben, und so wird sein Name andauernd gelästert! Im übertragenen paulinischen Sinn wird das Wort von der Missionswelt auf die europäischen Christen in der Heidenwelt angewandt.

Das birgt eine große Gefahr für jeden angehenden jungen Missionar in sich. Wie leicht kann er sich da auf den Standpunkt stellen, aus diesem Grunde eine hohe Scheidewand zwischen sich und der europäischen Bevölkerung, zwischen seiner Station und deren Lebenssphäre aufzurichten und jede Berührung mit ihr zu vermeiden, — und wie oft geschieht das in Wirklichkeit! — Wenn dann doch einmal eine Berührung beider Teile stattfindet, so erschwert diese Voreingenommenheit jeden unbefangenen Verkehr von vornherein und der gegenseitigen Abneigung wird dann sehr leicht Ausdruck gegeben. — Können wir uns denn wundern, wenn da auch jene europäischen Landsleute uns und unsere Station meiden, sich immer tiefer in offene Gegnerschaft gegen die Missionsleute verlieren und schließlich über die Mission im allgemeinen einfach den Stab brechen? Ich bin fest überzeugt, daß ein großer Prozentsatz der abfälligen Aeußerungen unserer kolonialen Bevölkerung über Mission im letzten Grunde auf den Gegensatz zu den Missionaren zurückzuführen ist, mit denen sie in Berührung gekommen sind. — Wenn ihre Urteile so oft weit über das Ziel hinauschießen und oft von wenig Sachkenntnis zeugen und von so wenig Verständnis für echte evangelische Missionsarbeit, ihre Ziele und Zwecke, so ist das kein Wunder, da sie nie einen tieferen Einblick in die Arbeit tun können und die Missionsstationen nur von außen gesehen haben. Wie der junge Missionar mit einem fertigen Urteil über die Europäer in den Kolonien auf sein Arbeitsfeld kommt, so natürlich jetzt auch der junge Kolonialbeamte oder Kaufmann mit einem ebenso fertigen Urteil über Mission. Außerdem liegt gerade in ihrer Jugend und der damit verbundenen Unreife ein gut Teil dieser Gegnerschaft.

Dieser Gegensatz ist jetzt schon fast typisch geworden und erschwert beiden Teilen die Stellung zueinander. Darunter haben besonders die zu leiden, die entschlossen sind, diesen Gegensatz zu überbrücken. Was für unendliche Mühe hat es oft gekostet, in Neuankommelingen die vorgefaßte Meinung über evangelische Mission zu zerstreuen und sie an unbefangenen Verkehr auf der Missionsstation zu gewöhnen. Wie oft sind wir ohne weiteres mit scheelen Augen angesehen worden, bis eine Brücke von einem Pol zum anderen geschlagen war.

Ich bin weit davon entfernt, meine Augen vor den großen sittlichen Schäden, Fehlern und Lasten, die uns in der Mitte dieser europäischen Bevölkerung in Heidenlanden entgegentreten, zu verschließen: Dieselben können nicht ernst genug genommen werden. Solange Afrika der Sammel- und Zufluchtsort aller solcher Leute war, die in Europa nicht gut getan hatten, konnte uns der sittliche Zustand der kolonialen Bevölkerung nicht Wunder nehmen. — Wie die Mission, was ja so oft und immer wieder betont wird, nicht die schwächsten und schlechtesten Kräfte der heimatlichen Christenheit, besonders der Theologenwelt, sondern gerade die besten von allen braucht — so hat es in gleicher Weise die koloniale Regierung nötig. — Je mehr das Mutterland seine besten Kräfte den Kolonien zur Verfügung stellt, wird auch der sittliche Zustand der europäischen Bevölkerung in den Kolonien ein besserer werden. — Gerade in Ostafrika ist in den drei letzten Jahren ein erfreulicher Fortschritt in dieser Richtung zu verzeichnen.

Vorbilder tun hier viel, und weiter die Selbsterziehung der einzelnen Kreise der Kolonie.

Der persönliche Einfluß ernstgesinnter Männer auch auf das Privatleben ihrer Beamten und Gefährten ist hier ein viel größerer, als er in der Heimat geltend gemacht werden kann: es ist das bedingt durch den weit engeren Verkehr der einzelnen unter einander.

Wie soll sich nun der Missionar zu diesen Kreisen stellen? Hat er überhaupt eine Aufgabe ihnen gegenüber?

Daß er sie hat und daß er gewissenlos handelt, wenn er sich derselben entzieht, braucht wohl in diesem Blatte kaum betont zu werden. Der Allg. ev.-prot. Missionsverein hat diese Aufgabe von vornherein richtig erkannt und ohne weiteres der eigentlichen Missionsarbeit an die Seite gestellt.

Die Arbeit an seinen Landsleuten in der Kolonie ist einfach ein Teil der Arbeit eines Missionars, er darf und kann sie nicht von sich abweisen. Er ist es, der sogar den ersten Schritt tun muß, um seinen Landsleuten näher zu treten, er kann nicht erwarten, daß sie es ohne weiteres tun werden. Freilich, um nicht von vornherein diesem Verkehr die Lebensader abzuschneiden, hat er zweierlei nötig: Unbefangenheit und Tactgefühl. Nichts verlegt so sehr als Voreingenommenheit, die nicht verborgen bleiben kann. Ueber missionarisches Tactgefühl ist anlässlich der chinesischen Wirren von Pfarrer Lic. Hackmann in Shanghai viel Treffendes und Treffliches gesagt worden.

Beides sind die Vorbedingungen für einen Missionar, wenn er überhaupt an seine Landsleute herankommen will. — Werken die Europäer, daß der Missionar diese beiden Eigenschaften hat, so ändern sie ohne weiteres ihre Stellung ihm gegenüber, und dem persönlichen Verkehr steht damit die Tür offen; ich bin fest überzeugt, daß sich bald ohne weiteres das Verhältnis umkehren, und die Scheu vor der Missionsstation verschwinden wird. Man wird bald den Missionar in seinem eigenen Heim auffuchen. Und damit ist gleich die weitere Pflicht des Missionars, die er seinen Landsleuten gegenüber hat, gegeben. Er muß ihnen sein Haus aufthun, so weit er es nur irgend vermag. Gerade das Heim und Haus ist es, was die meisten unserer kolonialen jungen Leute entbehren. Und was sie in schwere sittliche Gefahren stürzt, ist weniger die leichtere Gelegenheit zu einem sittenlosen Wandel, als die Entbehrung eines Heims, wo ihnen bessere Genüsse geistiger Art geboten werden. Das Haus des Missionars soll ihnen das Vaterhaus ersetzen, und je mehr ihnen das lebendig erhalten bleibt, was hauptsächlich die Aufgabe der Missionarsfrauen sein wird, je mehr werden sie von den sittlichen Gefahren, die sie auf Schritt und Tritt umgeben, bewahrt bleiben. — Freilich es gilt hier, was man auch den Jünglingsvereinen immer wieder zurufen möchte: es muß den Leuten, die in des Missionars Haus kommen, da auch wirklich Gutes, Keelles geboten werden. Man soll ja nicht denken, daß das Interesse an den Erzeugnissen deutscher Kunst und Wissenschaft, auch an den religiösen Fragen der Neuzeit unter den meisten dieser jungen Kolonialleute weniger wach sei, als in der Heimat. Je näher man mit ihnen in Berührung kommen wird, je größer werden die Ansprüche sein, die in dieser Beziehung an den Missionar gestellt werden. Man muß da mit der Zeit fortschreiten, nicht stehen bleiben, oder jegliche Verbindung mit dem geistigen Leben der Heimat als wertlos lösen. — Aus dem Haus auf die Station ist dann nur noch ein kleiner Schritt, und es werden bald genug alle die Dinge zur Sprache kommen, die das allgemeine Urtheil über Mission heute so stark beeinflussen.

Regelmäßige Sonntagsgottesdienste in der Muttersprache sind ferner unbedingt notwendig; es reicht nicht aus, nur bei Skazualien die Glaubensgenossen unter das Wort Gottes zu stellen. Freilich gilt auch hier wieder nach den oben gegebenen Richtlinien: es muß in der Predigt wirklich etwas Gutes geboten werden. Man predigt dann sehr selten tauben Ohren.

Die Verbindung zwischen der weißen und eingeborenen Gemeinde herzustellen, ist das Ideal, das mit allen Kräften erstrebt werden muß. Je natürlicher dies Band geknüpft wird, je fester es sein. — Wenn erst einmal die bessere Ueberzeugung von der echten evangelischen Missionsarbeit das frühere Vorurteil besiegt hat, bleiben auch die Gaben und Opfer nicht aus. Gaben von 50—100 Mark waren in letzter Zeit bei uns nichts Ungewöhnliches. Im Jahre 1898 bauten wir auf unserer Station ein Kirchlein, zum Dienst für beide Gemeinden bestimmt. Nahe an 2000 Mark waren in einem Jahr für diesen Zweck von der höchstens 40 Mitglieder

zählenden weißen Gemeinde gesammelt worden, ganz abgesehen davon, daß auch einige künstlerisch begabte junge Leute sich persönlich mit ihrer Kraft an dem inneren Ausbau und der Ausschmückung der Kirche beteiligt hatten. Die Einweihung unserer Kirche führte zum ersten Male beide Gemeinden gemeinsam ins Gotteshaus, und diesem ersten gemeinsamen Gottesdienst in zwei Sprachen sind dann später noch manche andere an den Festtagen gefolgt. Trübe Erfahrungen bleiben einem freilich nicht erspart, — aber gerade in einer Zeit, in der wir besonders darunter zu tragen hatten, wurden wir tief beschämt, als an einem größeren Tauffest nicht weniger als 26 Glieder der kleinen deutschen Gemeinde unerwartet sich als Gäste einstellten. —

Die sittlichen Schäden unserer europäischen Bevölkerung in den Kolonien sind im allgemeinen nicht schwerer oder größer, als sie in der Heimat sind, — sie treten nur eben viel deutlicher und unverhüllter ohne den Deckmantel der sogenannten guten Sitten zutage.

Laßt uns treu arbeiten an unseren Landsleuten im Auslande und nicht müßig zur Seite stehen! Laßt uns nicht müde werden mit dem Nachgehen! — Gottes Wort kommt sicher auch hier nicht leer zurück. —

2) Die zweite Schwierigkeit der Mission in unseren afrikanischen Küstenstädten liegt in der Zusammensetzung der Bevölkerung derselben. Man hat es nicht mit einem geschlossenen Volkstamm zu tun, sondern mit Vertretern aus allen Völkern und Gegenden Afrikas. Sie setzen sich zusammen aus Sklaven der früheren Herren des Landes, der Araber, zusammengeschleppt aus dem tiefsten Innern des Erdteils. In den ersten Jahren der Besitzergreifung Ost-Afrikas durch Deutschland verging kaum ein Monat, in dem nicht etliche solcher Sklaventransporte aufgehoben wurden. Die freigelassenen Sklaven blieben aber an der Küste wohnen, und nur selten fand einer seinen Weg in seine Heimat zurück.

Zu diesen Sklaven gesellen sich Träger und Karawanenleute aus allen Stämmen des Landes, die des Wanderns müde, an der Küste sich niederlassen, wo es ihnen viel besser gefällt, als in ihren Heimatsgauen. Weder Land noch Hausbesitz fesselt diese Leute an den Platz. — Schließlich werden in jüngster Zeit auch der von den Plantagen entlassenen Kontraktarbeiter immer mehr, die gleichfalls den Aufenthalt in den Hafenstädten der Heimkehr zu ihren Stämmen vorziehen. Alles in allem stellt dies bunte Völkergewimmel ein heimatloses Ganze vor, geeinigt allein durch den gemeinsamen Gebrauch einer Sprache.

Was man diesen Leuten zu allererst geben muß, ist ein neues Heim. Selten werden sie dazu kommen, sich dieses in der Stadt selber zu schaffen: gegen wenige Pfennige ist billiges Logis allenthalben in der Stadt zu haben. — Wo sollen sie aber dieses Heim anders finden, als auf dem Boden der Missionsstation. Um eine Missionsstation an der Küste Afrikas muß sich notgedrungen ein Dorf der Eingeborenen allmählich bilden. Freilich werden die Leute dadurch von der Missionsstation in ihrem Unterhalt abhängig, und so ergibt sich eine andere Schwierigkeit der Arbeit. Wie soll man diese Leute trotz ihrer Abhängigkeit von der Mission doch wieder unabhängig von derselben in ihrem Lebensunterhalt machen? Solange die Gemeinde klein ist, löst sich die Frage leicht, da es genug auf der Station, besonders wenn sie der Stützpunkt für Innenstationen ist, zu tun gibt.

Wenn nun aber die Gemeinde wächst und der hungrigen Leute immer mehr werden? — Es ist nicht zu verantworten, für den Unterhalt dieser Leute die Mittel der heimatlichen Missionsgemeinde mehr, als irgend nötig, in Anspruch zu nehmen, wie es leider ganz besonders auf englischen und katholischen Missionsstationen viel zu sehr geschieht.

Die Angehörigen der Station, nicht nur Christen, sondern auch die in der Vorbereitung stehenden Eingeborenen in die Stadt auf Arbeit zu schicken, ist wegen der damit verbundenen sittlichen Gefährdung derselben ausgeschlossen,

was ich unter Punkt 3 noch näher auszuführen haben werde. Es bleibt einfach nichts anderes übrig, als zu industriellen Unternehmungen zu greifen, so schwierig das auch immer erscheinen und so eigene Anforderungen das an die Kraft des Missionars stellen mag. Welcher Art diese industriellen Unternehmungen werden sein müssen, können nur die besonderen Verhältnisse des Ortes und der Eingeborengemeinden lehren.

Eine Küstenmissionsstation ohne derartige Hilfe ist einfach nicht lebensfähig, muß immer von den Mitteln der Heimatsgemeinden abhängig bleiben und wird sich nie frei entwickeln können. Auf der anderen Seite wird solche Station dadurch unter einmaliger, energischer Inanspruchnahme der Mittel und der Missionsgemeinde für immer auf einen soliden Boden gestellt und hat einen kräftigen Keim der Weiterentwicklung damit erhalten. Ich weiß sehr wohl, daß ich einen vielumstrittenen Punkt berühre. Scheinbar haben die katholischen Missionsstationen der Küste diesen Weg schon lang eingeschlagen und haben darum das Auge und das Lob der Kolonialregierungen, denen solche Art der Missionsarbeit immer am sympathischsten sein muß, auf sich gezogen. Ich sage: „scheinbar“ — denn in Wirklichkeit verhält sich die Sache doch anders. — Die katholischen Missionsstationen haben nämlich zum größten Teil diese Seite zum Ausgangspunkt ihrer ganzen Arbeit gemacht: industrielle Anlagen geschaffen und dann das Volk dafür gesucht, das ihnen oft genug bereitwillig von der Regierung aus der Zahl der freigelassenen Sklaven zur Verfügung gestellt wurde. — Ganz anders verhält es sich mit den industriellen Gründungen auf evangelischen Missionsstationen, wie ich sie im Auge habe: sie sollen von innen heraus geboren werden. Es liegt das ja auch in der Natur der Sache, denn sie werden auch mit künstlichen Mitteln lebensfähig erhalten werden können, wenn nicht die Arbeiter-schar durch andere, als äußere Bande, damit verbunden ist. — Daran krankten die katholischen Industrieunternehmungen, wenn das auch äußerlich nicht so erscheinen will, — nimmt man ihnen einmal die äußeren Stützen, so wird das ganze Gebäude in sich zusammenfallen. Daran krankten auch heute noch die Industrieschulen der Kolonialregierung, da es ihnen an Stetigkeit der Schüler mangelt.

Voreilige, leichtfertige Gründungen dieser Art müssen unbedingt zurückgewiesen werden, so oft auch der Versuch gemacht werden wird, mit dem berühmten „*labora et ora*“ darauf zu drängen. — Aber es kommt für jede Küstenstation die Zeit, wo diese Frage einfach zur Lebensfrage wird, und dann heißt zugreifen, ehe es zu spät ist.

Ackerbau, was ja wohl das Natürlichste in Afrika sein würde, ist meistens ausgeschlossen, da der Station nur in seltenen Fällen größere Länderstrecken zur Verfügung stehen werden. Gartenkultur ist sehr mühsam, und der Ertrag steht in keinem Verhältnis zu der aufgewandten Mühe und Arbeit.

Der Erziehungsfaktor, der weiter in der geordneten Arbeit solcher Anstalten liegt, braucht hier wohl kaum ausdrücklich erwähnt zu werden. Der wohlthätige Einfluß solcher geordneten Arbeit auf die ganze Station wird bald genug verspürt werden. — Viel Sorge werden dem Missionar auf einer Küstenstation immer die Frauen machen, wenn es nicht gelingt, auch für sie in den industriellen Unternehmungen Platz zu schaffen. — Die Versorgung des Haushalts erfordert nur einen sehr geringen Bruchteil von Arbeit, und da Arbeit auf dem Acker nicht vorhanden ist, liegt die Gefahr des Müßigganges für die Frauen sehr nahe. Müßiggang ist aber aller Lasten Anfang, und die Zerstreuung, die die nahe Stadt bietet, wird solchen müßigen Leuten immer eine Versuchung bleiben.

3) Das führt ohne weiteres zu der dritten Schwierigkeit der Küstenmissionsarbeit, den Versuchen und Gefahren, die der Küstenplatz und Hafentort mit sich bringt.

Ueber diese Versuchungen und Gefahren selbst brauche ich kaum ein Wort zu verlieren, sie liegen klar auf der Hand. Wer nur einmal Gelegenheit gehabt hat, in das Leben und Treiben europäischer Hafentorte einen

Blick zu werfen, wird ohne weiteres davon überzeugt sein, daß die sittlichen Gefahren und Versuchungen in denselben erschreckend groß sind. Nicht anders stehts in den afrikanischen Hafenorten, von Port Said, der schlimmsten Art angehörend, an bis herunter nach Sansibar und Kapstadt. Die Bewahrung der Stationsangehörigen vor jeder unnötigen Berührung mit der sittenlosen Bevölkerung der Stadt ist einfach eine Pflicht des Missionars. Dieselbe wird im Anfang, wo die Schar seiner Leute noch klein ist, strenger und größer sein müssen, als später, wenn ihm in dem wachsenden Kraftbewußtsein und der eigenen Selbsterziehung der Gemeinde eine nicht zu unterschätzende Hilfe erstehen wird. Eine feste Stationsordnung, so vor- sichtlich und nüchtern er davon Gebrauch machen muß, ist ja auch eine unbedingte Notwendigkeit zur Erhaltung der industriellen Anlagen. — Gewiß ist das kein freier, selbständiger Christ, der nicht den Versuchungen, die an ihn herantreten, zu widerstehen weiß, aber andererseits ist auch wiederum ein schwerer Fels, die schwachen, zarten Pflanzen dem scharfen Zugwinde auszusetzen, ehe sie sich haben kräftigen können. Versuchungen und Gefahren erstehen im eigenen Lager genug, — wir sind weit davon entfernt, den sittlichen Zustand unserer jungen Christengemeinden mit rosig gefärbter Brille zu betrachten, — hier in der eigenen Mitte hat die junge Gemeinde Gelegenheit genug, das Ueberwinden des Bösen zu lernen, daß wir nicht nötig haben, schwere Gefahren von außen an sie heranzutragen.

Ist erst einmal Laßheit und Lauheit in der Handhabung der Stationsordnung eingerissen, dann ist schwer ein Halt möglich. Strenge Durchführung der Ordnung durch den Missionar selber ist unbedingt nötig im Anfang, — ich rechne dazu insonderheit den Schutz der Gemeinde gegen jede unnötige Berührung mit der Stadt, — später übernehmen die älteren reiferen Christen von selber einen großen Teil dieser Arbeit.

4) Die vierte Schwierigkeit der Missionsarbeit an den Küsten Afrikas liegt in dem Kampf gegen den Islam.

Wenn man einmal die Küsten Afrikas auf einem Atlas verfolgt, so tritt einem eine besondere Eigentümlichkeit in die Augen. — Während auf der Westküste sich alle bedeutenderen Häfen in der nördlichen Hälfte des Erdteils befinden, ist auf der Ostküste gerade das umgekehrte der Fall. Nimmt man nun weiter eine Religionskarte der Erde zu Hilfe, so wird man finden, daß im großen und ganzen alle diese Hafenorte in der Zone des Heidentums gelegen sind, — ich sehe hier ab von dem nördlichsten Teile Afrikas und seiner Nordküste. — Das zeigt klar und deutlich, daß die Mission an der West- und Ostküste Afrikas in den allermeisten Fällen es mit dem Heidentum und nicht mit dem Mohammedanismus zu tun hat.

An der Ostküste erstreckt sich nun allerdings ein mohammedanischer Streifen etwa bis nach Sansibar herunter, während dasselbe auf der Westküste mit einem gleichen Streifen der Farbe des Heidentums nach Norden ins mohammedanische Gebiet hinein der Fall ist.

An der Ostküste hatten wir es also wirklich mit Anhängern des Islam zu tun.

Es wird sich zunächst darum handeln, nachzuweisen, wie er hierher gekommen ist, um von da aus einen Rückschluß auf seinen Charakter zu machen. Als die Abkömmlinge des Sultanats Masfat Sansibar erobert hatten, dehnten sie ihre Herrschaft auch auf das naheliegende Festland aus. — Es begann die furchtbare verheerende Zeit der Sklavenjagden und des Sklavenhandels, und Sansibar mit seinem berühmten Sklavenmarkt war lange Zeit der Mittelpunkt desselben. Unter dem Druck englischer Kanonen wurde der Sklavenmarkt in Sansibar geschlossen, und auf demselben steht heute die Kirche der englischen Universitäten-Mission. Aber an der Küste dauert der Sklavenhandel ruhig fort und ist bis heute noch immer nicht ganz erloschen, so streng auch die Aufsicht durch die deutschen und englischen Behörden gehandhabt wird.

Wenn auch die Sklavenjagden aufgehört haben, so doch nicht die Sklaverei an sich, und wie allgemein bekannt ist, hat die deutsche Kolonial-

regierung den Schritt der vollständigen Aufhebung der Sklaverei bisher noch nicht getan. Ich kann mich hier des Weiteren auf diese Frage nicht einlassen, halte es aber für durchaus richtig, daß es noch nicht geschehen ist. — So lange die Araber die Herren im Lande waren, natürlich auch angelesen hauptsächlich in den Küstenorten, war ein stetes Wachsen des Mohammedanismus nicht zu verwundern. — Die Sklaven gehörten zum Hause des Herrn, — noch heute gehört der Sklave völlig zur Familie seines Herrn und wird wie ein Familienglied in allgemeinen behandelt — so nahmen sie auch einfach die Religion ihres Herrn in äußerlicher Weise an. Von einer tieferen Durchbringung mit dem Mohammedanismus kann gar nicht die Rede sein, es ist zum allergrößten Teil Heidentum mit mohammedanischer Tünche. Man macht den äußeren Zauber hauptsächlich in Festen gerne mit, nennt sich auch immer mit einem gewissen eigenartigen Stolge „Islam“ —, hat aber von mohammedanischer Religion nicht die geringste tiefere Kenntnis.

Das erleichtert zwar keineswegs die Arbeit — erschwert sie aber auch nicht. Wir haben uns in unserer Arbeit immer danach gerichtet, daß wir es mit Heidentum und nicht mit Mohammedanismus zu tun hatten, obwohl die mohammedanische Tünche hier und da in der bekannnten Vorliebe des Schwarzen für alles Nachäffen und für alles Bunte in lächerlicher Weise hervortrat. Sobald der Schwarze z. B. irgend ein Handwerk bei einem mohammedanischen Meister erlernt, nimmt er auch ohne weiteres dessen Religion an, womit er glaubt, sich ein gewisses, vornehmeres Auftreten gesichert zu haben.

Als es sich einst um die Innehaltung eines mohammedanischen Feiertages durch die Maurer handelte, hielt ein Freund unseres Hauses es für angebracht, einmal zu prüfen, wie weit die etwa 50 Maurer über die Bedeutung des Festtages orientiert seien. Da kamen denn die wunderlichsten Antworten zutage, die eine völlige Unkenntnis der mohammedanischen Religion von Seiten dieser sogenannten Mohammedaner verrieten. Nach der Bedeutung des Namens „Mohammed“ gefragt, kam nach langem Schweigen endlich einer mit der drastischen Antwort heraus: „Ich habe einen Bruder, der Mohammed heißt.“

Der mohammedanische Vorarbeiter dieses selben Herrn veranstaltete eines Tages eine Disputation zwischen seinem Malim — Lehrer — und einem unserer christlichen Maurer. Der Malim las ein Stück des Koran, natürlich in arabischer Sprache, danach unser Christ das 1. Kapitel der Genesis über die Welterschöpfung. — Als der Malim seinen Abschnitt auch übersetzen und erklären sollte, konnte er das nicht und verließ schließlich die Versammlung mit der Bemerkung: „Du hast mich nur gerufen, um mich lächerlich zu machen.“ —

Kommt das nicht auf dasselbe heraus, als wenn der heidnische Zauberer seine unverständlichen Gebete und Formeln her murmelt?

Arabische oder halbarabische Händler findet man allerdings in den meisten größeren Plätzen im Lande verstreut. Und das läßt sich nicht verschweigen, daß deren erstes Werk an ihren Niederlassungsorten fast regelmäßig der Bau einer wenn auch noch so dürftigen Moschee ist, und daß er von Anfang an bestrebt sein wird, einen mohammedanischen Malim sich nachzuziehen.

Unter der deutschen Verwaltung beginnt jetzt der arabische Einfluß im Lande mehr in ein Nichts zu zerfallen und der reinblütigen Araber im Lande werden immer weniger. Damit ist zugleich eine Abnahme der arabischen Missionstätigkeit verbunden. — Nur unterstützt kann das werden, je mehr die Verwaltung in den Stand gesetzt wird, ausschließlich christliche eingeborene Beamte in ihrem Dienst zu beschäftigen, so äußerlich das Mittel immer sein mag.

Anders als in der deutschen Kolonie steht es in Sansibar, Lamu und der nördlicheren, englischen Küste. In Sansibar, diesem rein orientalischen Handelsplatz mit seinem bunten Völkergewimmel, und in dem alten Mombassa arbeiten ausschließlich englische Missionsgesellschaften, wenn auch die

Missionsstation der Ch. M. S. in Mombassa eine reine Sklavenfreistätte, die immer mehr an Bedeutung verliert, von den Deutschen Krapf und Rebmann begründet ist. — Die Arbeit der englischen Universitätenmission in Sansibar erstreckt sich hauptsächlich auf Schultätigkeit. — Auch hier wieder ist enge Konzentration auf die Mauern der Missionsstation zu bemerken. In Lamu mit seiner zahlreichen arabischen und suahelischen, oder vielmehr halbarabischen Bevölkerung ist der Mohammedanismus eine ungebrogene Macht. — Hier arbeitet die Neufkirchner Missionsgesellschaft trotz eifrigster unermüdlicher Evangelisations-Tätigkeit in Markt- und Verkündigungspredigten nun schon lange Jahre ohne jeden sichtbaren Erfolg. — Eine einzige Taufe hat während dieser Zeit vollzogen werden können an einer Dienerin des einen Missionshauses, doch ist diese Dienerin fast unmittelbar nach der Taufe in Kaserei und Wahnsinn verfallen.

Vor zwei Jahren ist das Seminar der Potomo Mission derselben Gesellschaft von Ngao nach Lamu verlegt worden, um den dortigen Missionaren ein erfreulicheres Feld der Tätigkeit zu geben. Die ärztliche Missionstätigkeit, die daneben seit einigen Jahren aufgenommen worden ist, ist leider in ganz jüngster Zeit durch den unerwarteten plötzlichen Tod des Missionars Fink wieder unterbrochen worden. Einer der älteren Missionare hat sich zudem jetzt genötigt gesehen, einen Gedanken, der ihm schon lange vorgeschwebt und ihm viel Gewissensnot bereitet hat, durchzuführen. — Er hat die letzte Konferenz um die Erlaubnis gebeten, seinen Posten in dem unfruchtbaren Lamu mit dem Posten auf Golbanti am Tana, das den Neufkirchnern nach dem Tode des dortigen Freimissionars zugefallen ist, vertauschen zu dürfen, da er es nicht länger glauben verantworten zu können, in der Weise der bisherigen Missionstätigkeit in Lamu — Marktpredigt und freie Verkündigung — weiter arbeiten zu müssen.

Sollte nicht auch hier, wie es die beiden versuchten Hilfsmittel schon angeregt haben, mehr Konzentration auf das eigene Gebiet der Station geboten sein?

5) Schließlich habe ich noch Weniges über die fünfte Schwierigkeit der Arbeit an der Küste zu sagen, das Klima des Landes. — Nun haben ja wohl alle die Küstenmissionare Afrikas mehr oder weniger darunter zu leiden, die an der Ostküste aber durchschnittlich viel weniger als die an der Westküste. Wenn man die Sterblichkeitsziffern der Missionare im Verhältnis zu der übrigen europäischen Bevölkerung in ungefunten Klimaten vergleicht, so wird man erstaunt sein, zu bemerken, um einen viel großen Prozentsatz die erstere die letztere übersteigt. — Ganz gewiß kommt das mit daher, daß die Missionare bei Stationsgründungen und Missionsreisen viel mehr dem Klima ausgesetzt sind, als andere Europäer, wenn auch das in Ostafrika am allerwenigsten mitzusprechen hat.

Aber ein gut Teil Schuld daran tragen die Missionare selber. — Man hat sich in Deutschland daran gewöhnt, Missionare mit dem Heiligenschein des Asketismus umgeben zu sehen, was in England und Amerika durchaus nicht der Fall ist.

Bernachlässigung der Pflege des Leibes, die unbedingt ein Haupterfordernis ist, um den Gefahren des Klimas zu widerstehen, ist aber eine grobe Pflichtverletzung des Missionars. Zur Pflege des Leibes gehört zunächst Keuschheit, peinliche Sauberkeit und Ordnung im Anzug.

Bei einem Abschiedsbesuche, den ein englischer Missionar der bekannten Frau des Dr. Grattan Guinness machte, war er sehr verwundert und überrascht, aus dem Munde dieser Frau folgenden ersten Ratschlag für seine Missionsarbeit zu hören: „In welchem Teil des Missionsfeldes Sie auch sein mögen, halten Sie immer Ihre Haare in Ordnung!“ — Man sollte es freilich kaum für nötig halten, diesen Rat einem Missionar zu geben, — und doch — wie viel wird gerade hier gesündigt von Missionaren, und wie manchen anderen Rat derselben Art möchte man diesem ersten hinzufügen!

Ganz abgesehen davon, daß der Missionar auch hierin seinen Zöglingen ein Vorbild sein muß, das sie ausnahmslos in dieser Beziehung nötig haben, ist er es seiner eigenen Gesundheit schuldig, des Leibes, der der

Tempel des Geistes ist, — zu warten. Ein schlampiger Missionar verlegt sich zudem durch eigene Schuld den Weg zu dem Verfehr mit der übrigen europäischen Bevölkerung seines Plazes, der seine Pflicht ist, wie ich es unter Punkt 1 ausgeführt habe.

Zur Pflege des Leibes gehört weiter eine vernünftige Lebensweise, eine gesunde und kräftige Ernährung. Gewiß soll es im Missionshause einfach zugehen, aber warum es sich irgendwie in dem Lebenszuschnitt von einem deutschen Pfarrhause unterscheiden soll, ist mir völlig unklar. Asketismus ist ganz unangebracht im Fieberklima, in dem Ausschweifungen nach beiden Richtungen direkte Gefahren für das Leben mit sich bringen. Was soll man dazu sagen, wenn es für einen Ruhm gilt, Monate lang sich nur von Speise der Eingeborenen genährt und mit ihnen aus demselben Topfe gegessen zu haben!

Daß solche Fälle im Missionsleben vorkommen müssen, läßt sich nicht bestreiten, aber sie sollen nur durch die Not geboten sein, womit sie von selbst aufhören, unter die Rubrik der Askese zu fallen.

Eine Missionsgesellschaft, die auf Kosten der Gehälter ihrer Missionare, die wahrscheinlich keine Verschwendung von Missionsgeldern bedeuten, zu sparen oder ihr Defizit zu verringern sucht, begeht einen schweren Fehler, und wenn diese Opfer von Seiten der Missionare auch den Stempel der Freiwilligkeit an sich tragen. Man sollte solche von seiten der Missionare angebotenen Opfer genau prüfen, ehe man sie annimmt, und eher zurückweisen mit dem Hinweis auf die oben ausgeführte Pflicht des Missionars, des Leibes zu warten, um den Unbilden des Klimas gewachsen zu sein. Solche Fehler müssen sich immer schwer rächen durch den unausbleiblichen Verlust vorzeitig dienstunfähig werdender oder den Unbilden des Klimas erliegender Missionare.

Die rechte Sparsamkeit ist hier die größte Fürsorge für die Arbeiter auf dem Missionsfelde.

Wächte doch auch hier die rechte Nüchternheit immer mehr den Sieg davontragen über unvernünftige, wenn auch noch so allgemeine und althergebrachte Anschauungen!

Wohl jeder Afrikaner weiß, wie unberechenbar und schnell veränderlich die Verhältnisse in Afrika sind, so sehr, daß dieselben sprüchwörtlich geworden sind. Dieselben stellen darum um so größere Anforderungen an die Selbständigkeit, Energie und Entschlossenheit des einzelnen. Afrika läßt sich nicht nach bestimmten europäischen Normen und Gesetzen regieren.

Das gilt auch im besonderen für die Missionsarbeit an der Küste. Obige Zeilen sind ganz allein den in einer längeren Arbeit auf einer Küsten-Missionsstation gesammelten Erfahrungen entsprungen. Wenn sie zur Förderung des afrikanischen Küstenmissionswerkes ein bescheidenes Teil beitragen, haben sie ihren Zweck erfüllt.

